

Rainer Rother, Gundula Bavendamm, Kristiane Burchardi

Erinnerung und Erfahrung – Die langen Schatten des Ersten Weltkrieges.

Zur Ausstellung

**„Der Weltkrieg 1914-1918. Ereignis und Erinnerung“,
Deutsches Historisches Museum (Berlin), 13. Mai bis 15. August 2004¹**

„Zehn Tage dem Feind im Zuge entgegenfahren, ja wozu denn das, Euer Wohlgeboren. Mag er sich doch zu uns bemühen, da wird er was erleben. Bei uns zu Hause wollen wir den Angreifer schon zusammenhauen, aber ihn aufsuchen?“ Der rotbärtige, fromme Soldat Slobin, ein frisch für den Weltkrieg rekrutierter sibirischer Bauer, hatte schon Recht: „Da stimmt etwas nicht“. Und so wie Slobin haben 1914 viele der plötzlich als Soldaten eingekleideten Zivilisten in allen beteiligten Ländern gedacht und gefragt. Natürlich nicht immer spezifisch bäuerlich motiviert – „Wozu, Euer Wohlgeboren, sollen wir dieses Galizien erobern, wo es hier so schwer zu pflügen ist. Wir sind ja das Pflügen mit Ochsen nicht gewöhnt!“² –, aber die uns in Briefen, Erinnerungen und Tagebüchern überlieferten, schließlich literarisch manifesten Äußerungen der so genannten einfachen Soldaten im Ersten Weltkrieg sind eindeutig: Ihnen fehlte zumeist der Sinn für die „heroische Sache“, für die „historische Sendung“ ihrer jeweiligen Kriegsherren, so unablässig die Propagandamaschinerie auch rotierte und die Sinnproduzenten der veröffentlichten Meinung dafür den Nachschub lieferten. Man denke nur an Tjaden, einen der Protagonisten in Remarques Weltbestseller *Im Westen nichts Neues*, der in einer Kampfpause seine gymnasialen Kameraden fragt, wie Kriege entstehen. „„Meistens so, daß ein Land ein anderes schwer beleidigt“, gibt Albert mit einer gewissen Überlegenheit zur Antwort. Doch Tjaden stellt sich dickfällig. „Ein Land? Das verstehe ich nicht. Ein Berg in Deutschland kann doch einen Berg in Frankreich nicht beleidigen. (...)“.

¹ Geringfügig überarbeitete Fassung der Einleitung zum Ausstellungskatalog: Rainer Rother im Auftrag des Deutschen Historischen Museums (Hg.), *Der Weltkrieg 1914-1918. Ereignis und Erinnerung*, Berlin 2004.

² Fedor Stepun, *Das Antlitz Rußlands und das Gesicht der Revolution. Aus meinem Leben 1884-1922*, München 1961, S. 236f.

„Bist du so dämlich oder tust du nur so?“ knurrt Kropp. „So meine ich das doch nicht. Ein Volk beleidigt das andere –“. „Dann habe ich hier nichts zu suchen“, erwidert Tjaden, „ich fühle mich nicht beleidigt.“³ Angesichts dieser listigen Konsequenz mag mancher an den braven Soldaten Schwejk denken, der, nach einem Worte Alfred Polgars, an einen Gott glaubte, „der die Flinten wachsen ließ, aber auch das Korn, in das man sie wirft“.⁴

Es ist eine alte Geschichte, die in solchen und anderen Anekdoten und Berichten erzählt wird. Sie handelt von der Gleichzeitigkeit tief verankerter Friedfertigkeit und der offenbar immer wieder weckbaren Bereitschaft zu kämpfen und zu töten. Denn gekämpft haben sie alle, die Slobins und Tjadens des Ersten Weltkrieges, zwar mit zunehmender Dauer mehr und mehr kriegsmüde, oft auch desertierend, befehlsverweigernd, schließlich meuternd, aber in ihrer Mehrheit doch bis zum Schluss ausharrend und immer erneut auch zum Angriff vorgehend.

Jede Ausstellung über den Ersten Weltkrieg hat sich mit dieser erstaunlichen Tatsache zu beschäftigen. Eingebettet in ein komplexes Zusammenspiel von Heimatfront und Front, von Politik und Propaganda und von Kriegswirtschaft und Destruktion war es auch dieses Beharrungsvermögen, das die über vier Jahre anhaltende Katastrophe ermöglichte.

Die neunzigste Wiederkehr seines Beginns mag der Anlass dieser Ausstellung sein, für ihre Begründung reicht sie indes nicht aus. Sie liegt eher in einer Neuorientierung unserer Einschätzung des Ersten Weltkrieges und seiner Bedeutung für die Geschichte des 20. Jahrhunderts allgemein.

Das kurze Jahrhundert

Im letzten Dezennium des 20. Jahrhunderts verband sich, so eine weit verbreitete, politik- wie kulturgeschichtlich inspirierte Einschätzung, das Jahr 1914 auf das engste mit

³ Erich Maria Remarque, *Im Westen nichts Neues. Mit Materialien und einem Nachwort von Tilman Westphalen*, Köln 1987, S. 185.

⁴ Alfred Polgar, Zu diesem Buch, in: Jaroslav Hasek, *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk*, Köln/Berlin 1956, S. 5-7, hier S. 7.

dem Jahr 1989. Vor allem in der Konzeption des „kurzen 20. Jahrhunderts“ markieren diese beiden Jahreszahlen Anfang und Ende einer Epoche, die von Eric Hobsbawm mit Recht, jedenfalls in ihrer ersten Hälfte, als das „Zeitalter des Massakers“⁵ bezeichnet wurde. Nicht unbestritten in der genauen Festlegung ihrer Eckdaten, aber doch erstaunlich schnell und weitgehend als Ordnungsschema akzeptiert, bringt diese Konstruktion etliche, in ihrem Koordinatensystem unterschiedlich strukturierte Zeiträume zusammen: den Ersten Weltkrieg, seine Nachkriegszeit, die selbst wiederum zur Vorkriegsperiode wurde, den Zweiten Weltkrieg, den schon in dessen Endphase einsetzenden Kalten Krieg – und schließlich jene seltsam namenlosen Jahre, die auf ihn folgten, bis 1989 der Kalte Krieg zu Ende ging, gewonnen vom Westen, wie die Kommentatoren jedenfalls im Hinblick auf den Zeitpunkt durchaus überrascht feststellten. Die Zäsuren des Kriegsbeginns 1914 und des Endes des Kalten Krieges 1989 markieren in diesem Zusammenhang die Grenzen sowohl zum „langen 19. Jahrhundert“ wie zur jüngsten Zeitgeschichte nach dem Kollaps der Sowjetunion und der von ihr dominierten Länder.

Aus dieser Perspektive wird dem Ersten Weltkrieg eine überragende Bedeutung für den Verlauf des 20. Jahrhunderts zugeschrieben. In dem von George F. Kennan geprägten Wort vom Ersten Weltkrieg als „the great seminal catastrophe of this century“ – das prononciert als „Urkatastrophe des Jahrhunderts“⁶ übersetzt wurde – klingt etwas von dieser Wirkungsmacht des Weltkrieges an, wenngleich Kennan damit nicht in erster Linie die sich in Millionen von Toten manifestierende menschliche Tragödie meinte, sondern auf die Unfähigkeit der aus den Fugen geratenen europäischen Politik anspielte, einen dauerhaften Frieden zu etablieren. Seit und mit dem Ersten Weltkrieg war die Gefahr gewachsen, dass sich aus jedem künftigen Konflikt ein Weltkrieg entwickeln und jeder Weltkrieg zu einem bedingungslos mit allen Mitteln geführten, politisch-ideologischen Weltanschauungskrieg zwischen den Großmächten mutieren konnte. Unter diesem düsteren Erwartungshorizont stand bekanntlich noch die Epoche des Kalten Krieges – und vor diesem Hintergrund kam in den Jahren 1989-1991 tatsächlich an ein Ende, was 1914 (und in den folgenden Jahren) begann.

⁵ Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München ²1999, S. 41, 65.

⁶ George F. Kennan, *Bismarcks europäisches System in der Auflösung: Die französisch-russische Annäherung 1875-1890*, Frankfurt a.M./Wien/Berlin 1981, S. 12.

Dabei geht diese unvermeidlich *ex post* gewonnene Perspektive von zwei Voraussetzungen aus: Zum einen folgt sie der prinzipiellen Einsicht, eine historische Epoche lasse sich immer nur von deren Ende her definieren – nur weil „1989“ in diesem Sinn eine so entscheidende, eine definatorische Bedeutung besitzt, kann dieses Jahr die Dekade quasi ordnen –, zum anderen legt sie in diesem speziellen Fall das Epochenende recht genau fest. Beides ist in den umlaufenden Thesen zum „kurzen 20. Jahrhundert“ so eng miteinander verquickt, wie es problematisch bleibt. Reicht tatsächlich schon ein im epochalen Kontext kurzer zeitlicher Abstand von einer Handvoll Jahren aus, um das Jahr 1989 und das mit ihm verbundene Ende des Kalten Krieges zur Zäsur einer ganzen Epoche zu erklären? Sicherlich haben „1914“ und „1989“ eines gemeinsam: die den sensiblen Zeitgenossen dieser Jahre unabweisbare Erfahrung, von nun an stehe die Geschichte unter einem anderen Gesetz. Aber ist das, was „1989“ zu Ende ging, vor allem anderen auch das, was „1914“ begann? Mit anderen Worten, lässt sich aus einem auch nur „kurzen Jahrhundert“, das überdies so voller symbolischer Daten steckt, umstandslos eine kausale Ereignisabfolge konstruieren, in der der Kriegsbeginn 1914 alles Folgende determiniert? Wird nicht generell durch eine solche Epochenbegrenzung und durch die in ihr notwendig definierte Finalität der Ereignisse der Geschichtsverlauf seiner Möglichkeiten beraubt, andere Richtungen einzuschlagen? ‚Es hätte auch ganz anders kommen können‘ – diese alltagspraktische Einsicht hat durchaus auch für die Geschichte eines Zeitraumes und der in ihm handelnden Menschen ihre Berechtigung. Was 1914 begann, das hätte sich nicht immer, aber doch gelegentlich auch anders lesen, damit auch anders zu einem Ende erzählen lassen können. Der offenkundigste Gegenentwurf war die Setzung des Jahres 1945 als Zäsur. Das Zeitalter der Massaker und Genozide in Europa schien endlich beendet, der nationalsozialistische Krieg im Osten, ideologisch als Fortsetzung oder Wiederaufnahme des Ersten Weltkriegs verbrämt, als das geächtet, was er eigentlich war: ein rassistisch begründeter Vernichtungsfeldzug. Ein anderes mögliches Datum wäre, zumindest aus deutscher Perspektive, das Jahr 1949 gewesen, in dem die zwei deutschen Staaten entstanden und sich früher oder später in die Geschichtsrhythmisierungen der jeweiligen Siegermächte einfügten. Ja, ohne die Betonung des letztlich Vergeblichen könnte auch die 1926 erfolgte Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund ein gutes Datum abgeben, um den Ersten Weltkrieg zu einem wenn nicht in der Epoche, so doch immerhin in der unmittelbaren Nachkriegsperiode ruhenden Punkt zu führen.

Gegenüber solchen und anderen möglichen Endpunkten einer vom Ersten Weltkrieg her gedachten Geschichte des 20. Jahrhunderts besitzt das Jahr 1989 eine größere Überzeugungskraft. Gewiss, in der Darstellung der geschichtlichen Ereignisse herrscht keine Zwangsläufigkeit. Sie wird vielmehr gemeinhin durch die Erwägung möglicher Alternativen und die Würdigung von Kontingenzen gemildert. Insofern bleiben auch die Epochenjahre 1914 und 1989 so lange für sich genommen gleichsam blind, solange sie nicht in Bezug darauf gewichtet werden, was davor und danach geschah. Als quasi bloß formales, an einzelnen historisch wirksamen Ereignissen sich orientierendes Konzept ist das eines „kurzen 20. Jahrhunderts“ fragwürdig. Zu unterschiedlich sind die ihm eingeschriebenen Signaturen, zu uneindeutig die möglichen Antworten auf die Frage, welche dieser Signaturen das Jahrhundert auf den Begriff zu bringen vermöchte, zu vielfältig endlich jene historischen Entwicklungen, die etwa dem Epochenjahr 1914 vorausgingen und in ihren Wirkungen weit darüber hinaus weisen. Weder der Untergang des noch das 19. Jahrhundert bestimmenden europäischen Mächtesystems durch den Ersten Weltkrieg noch die nach 1945 einsetzende, bipolare Erstarrung der Welt im Kalten Krieg – um nur zwei Beispiele auf der politischen Ebene zu nennen – können in der Analyse ihrer gewiss epochalen Wirkung diese Uneindeutigkeit beseitigen.

Wenn „1989“ daher den Abschluss einer Epoche markiert, dann vor allem deshalb, weil mit den damit assoziierten Ereignissen – Aufweichung der Macht, zunächst in einigen Satellitenregimen, der Fall der Mauer, der Sturz Ceauşescus, schließlich die Ablösung der KPdSU und der Untergang des sowjetischen, imperialen Systems – der Blick dafür geschärft wird, was die vorausgehenden Perioden auf der mentalen Ebene entscheidend prägte: eine national, oft auch ethnisch motivierte Politik der gewaltsamen Lösungen und, sie begleitend, eine Kultur der Unversöhnlichkeit, des kategorischen Entweder-Oder, beide in ihrer Stringenz wenn nicht makabres Ergebnis der „Urkatastrophe“ Erster Weltkrieg, so doch durch sie befördert und in ihrer Konsequenz verstärkt. Es ist die Gewöhnung „an das schleichende Siechtum der Friedlosigkeit“, die in den Jahren nach 1914 in die „Menschheit“ einzusickern begann und an deren Folgen sie bis auf den heutigen Tag zu leiden hat.⁷

⁷ Helmuth Plessner, Über das gegenwärtige Verhältnis zwischen Krieg und Frieden, in: ders., *Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge*, Frankfurt a.M. 1979, S. 364-

Von solchen Prämissen wurden selbst noch die zunächst positiv wahrgenommenen Folgen des Ersten Weltkrieges wie etwa die Bildung neuer Nationalstaaten aus den Landmassen untergehender Großmächte bestimmt. Dieser Prozess bildete zwar nur die erste Etappe in der nationalstaatlichen Parzellierung der Welt – die zweite folgte nach 1945, die dritte schließlich nach der Auflösung der Sowjetunion. Doch zeichnete sich schon in der ersten ab, in welchem Ausmaß dabei die Rechte der jeweiligen nationalen Minderheiten mit Füßen getreten wurden. Kaum einer der neu- oder wiedergegründeten Staaten vermochte es, das ihm aufgebene Erbe unterschiedlicher Nationalitäten in ein föderales System aufgehen zu lassen. Fast alle diese Staaten durchliefen in ihrer Frühphase Zeitabschnitte, die vom Bürgerkrieg beherrscht wurden. Es will scheinen, dass die mentalen Auswirkungen des Ersten Weltkrieges dazu beitrugen, innerhalb einer prinzipiell offenen Geschichte regelmäßig jene ‚Lösungen‘ zu favorisieren, die ‚reinen Tisch‘ zu machen versprochen. Die Schatten der Jahre 1914 bis 1918 reichten weit in diesem „kurzen 20. Jahrhundert“.

Nun sollte die innere Logik solcher, aus der wiederum zeitabhängigen, historischen Analyse destillierten Herleitungen nicht vergessen lassen, dass die Auszeichnung historischer Zeiträume als zusammenhängender Epochen zunächst und vor allem ein heuristisches Mittel zum Zweck darstellt. Und vor diesem Hintergrund ist natürlich die Entscheidung, das Jahr 1914 als einen Beginn zu setzen, durchaus nicht unumstritten. In der Neuausgabe des *Handbuchs der deutschen Geschichte* etwa, dem *Gebhardt*, endet das dort ebenfalls recht lange 19. Jahrhundert erst 1918. Die Entscheidung, das Ende des Weltkrieges als den eigentlichen Bruch aufzufassen, ist durch seine Entstehungsgeschichte motiviert, die durch die imperialen Interessen europäischer Großmächte und deren teilweise bedrohliche innere Zerrissenheit bestimmt war und den Krieg zwar nicht unvermeidlich, aber doch wahrscheinlich machte. Und nicht nur das Ende des 19. Jahrhunderts, auch sein Beginn wird hier anders definiert als bei Hobsbawm. Die diesem Jahrhundert gewidmeten Bände reichen von 1806 bis 1918 und entsprechen damit sozusagen einer besonderen deutschen statt der bei Hobsbawm gewählten europäischen Perspektive, die die Grenzen in den Jahren 1789 und 1914 setzt. Man könnte hinzufügen: Aus der russischen Perspektive liegen die Endpunkte wiederum anders, denn hier reicht

381, hier S. 365. (Grundlage dieses 1949 erstmals publizierten Textes ist die Antrittsvorlesung Plessners in Groningen im Jahr 1939.)

die Epoche von 1917 bis 1991, und für Ungarn etwa kann sich das Jahr 1920 mit dem Abschluss des Vertrages von Trianon als Datum eines entscheidenden Bruchs behaupten, für die Türkei hingegen das Jahr 1923 mit dem Friedensschluss von Lausanne und der Gründung der türkischen Republik.

Ob mit dem Ende des Krieges oder ob nicht vielmehr schon mit seinem Anfang etwas unwiederbringlich verloren ging, ob also die Zäsur 1914 oder 1918 zu legen ist, das beantworteten die Zeitgenossen jedenfalls in Deutschland schon unmittelbar nach dem Krieg vollkommen unterschiedlich – und mit hoher Radikalität gegen die jeweils andere Position gewendet. Die politisch verheerend erfolgreiche Legende vom „Dolchstoß“ oder jene von dem im Felde unbesiegten Heer legten die Zäsur ganz offenkundig auf das Jahr 1918, während liberale und linke Autoren eher dazu neigten, den Kriegsbeginn selbst für den entscheidenden Bruch in der Zivilisation zu halten. Darin stimmten sie mit vielen Intellektuellen und Politikern auch der siegreichen Nationen überein.

Allerdings gilt dieses eher für die Staaten im Westen – für Ost- und Südosteuropa stellte sich die Situation merklich anders dar. Nicht nur in Russland und – wenn auch mit deutlich anderen Konsequenzen und aus einer entschieden anderen Nachkriegsgeschichte heraus – in der Türkei, sondern auch in fast allen nach 1918 neu entstandenen bzw. wiedergegründeten Staaten besaß das Jahr 1914 wenig Chancen, als entscheidende Zäsur in die eigenen Geschichtsbücher einzugehen. Im Falle der neu- oder wiedergegründeten Staaten war dies schon deswegen so, weil der Erste Weltkrieg für sie nie ein „Großer Krieg“, eher dann schon ein fremder Krieg sein konnte. Wiederum gilt dies vor allem aus der Nachkriegsperspektive: Den nun souveränen Staaten war der gerade eben beendete Krieg insgesamt Bestandteil ihrer Vorgeschichte oder genauer eines unterschiedlich lang dauernden Interregnums, in dem noch nicht galt, was fortan (wieder) galt: Die Souveränität der Nation. Wie problematisch sich dabei das Verhältnis von „Staat“ und „Staatsvolk“ gestaltete, wie groß auch die Minderheiten waren und unter welchem starkem Homogenisierungsdruck sie immer standen: Sowohl für die Majorität wie die Minorität markierte „1918“ den entscheidenden Bruch. Das galt in gewisser Hinsicht auch dann, wenn die Entscheidungen dieser Jahre vor allem mit der Erfahrung des Verlustes verbunden waren, wie vor allem im Fall Ungarns: Geradezu traumatisch empfunden und bis heute in der Erinnerung nachwirkend, reduzierte der Vertrag von

Trianon das Staatsgebiet Ungarns derart erheblich, dass mit dem Kriegsende fast mehr als mit den Verlusten im Kriege selbst die Erfahrung einer Katastrophe verknüpft ist.

Solche fortwährenden, sozusagen innigen Beziehungen zum Ersten Weltkrieg sind jedoch die Ausnahme. Mit der Vorstellung eines „kurzen 20. Jahrhunderts“ wird vielmehr häufig eine entschiedene Grenze zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit gezogen: Vor 1989, das ist die vergangene, eine in gewissem Sinn ganz andere Zeit als die unsere; auch der Erste Weltkrieg verliert damit seine Beziehung zum Aktuellen. Ein Indiz dafür ist die Zitierbarkeit – oder eben Nichtzitierbarkeit – des Epochenbruchs. Eric Hobsbawm hat mit Blick auf den Besuch François Mitterrands in Serbien den Verlust historischer Erinnerung beklagt. In symbolischer Intention und als Parallele zu jenem Tag, da der Erzherzog Ferdinand und seine Gattin 1914 ermordet wurden, reiste der französische Staatspräsident am 28. Juni 1992 ins belagerte Sarajevo. Doch blieb die Geste des französischen Staatspräsidenten in ihrem historischen Bezug weitgehend unbemerkt. „Kaum jemand, abgesehen von ein paar Historikern und älteren Menschen, verstand diese Anspielung. Die historische Erinnerung war nicht mehr lebendig.“⁸ Selbst da, wo die Reminiszenz an das Datum der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajevo bemerkt wurde, folgte man ihrer symbolischen Implikation nicht. Das Signal fand keinerlei Beachtung, soweit es auf die Bedrohung eines nun zwar von fast aller Furcht vor der russischen Übermacht freien, in seiner Stabilität aber vom Balkankrieg bedrohten Europa hinwies. Die zeitgenössischen Kommentatoren sahen in der Geste denn auch stärker eine Kritik an der Untätigkeit europäischer Regierungen als eine Warnung an Europa. Dass es in seinem Zusammenhalt und seiner Sicherheit durch den neuen Balkankonflikt bedroht gewesen wäre, davon ging kein Beobachter aus.

Entschieden anders tauchte „Sarajevo“ als Chiffre in anderem Zusammenhang auf. Denn der Epochenbruch schien eher mit dem Terroranschlag auf das World Trade Center oder dem darauf folgenden Krieg der USA gegen den Irak assoziiert zu sein. Der Angriff auf den Hegemon und seine Intervention am Persischen Golf waren Ereignisse, in deren politischer Erörterung „Sarajevo“ wie selbstverständlich zitiert wurde. Vermutlich ist das Fehlen einer ähnlichen Bezugnahme anlässlich der Kriege auf dem Balkan daher nicht nur ein Zeichen für das Absterben historischer Erinnerung, sondern auch ein

⁸ Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme* (Anm. 5), S. 17.

Zeichen dafür, wie sehr sich Europa im eigenen Selbstverständnis, in seiner politischen Realität und Praxis, aber auch in seiner Macht von jenem Europa entfernt hat, das 1914 in seinen Untergang aufbrach – ein nüchterner Befund, in dessen Perspektive der Erste Weltkrieg nicht als abgeschlossen, sondern folgenreich fortwirkend erscheint. Eine andere Frage ist es, ob aus diesem Machtverlust Europas quasi notwendig eine erst kürzlich wieder von Robert Kagan ausgerufene „amerikanische Weltordnung“⁹ folgt, die zwar nicht in ihrem offenen Ende, aber doch in ihrem Beginn nahezu deckungsgleich mit dem „kurzen 20. Jahrhundert“ ist.

In der skizzierten Diskussion über die mit „Sarajevo“ verknüpften historischen Bezüge blieb indessen ein geschichtlicher Faktor ausgeblendet. Was 1914 mit den Schüssen auf einen künftigen Monarchen begann, hatte sich fast achtzig Jahre später zu einem Anschlag auf ein ganzes Volk, das der bosnischen Muslime, erweitert. Aus dem im Ersten Weltkrieg noch propagierten „Volk in Waffen“ war im „kurzen 20. Jahrhundert“ längst das „Volk als Waffe“ geworden. Diese Entwicklung schloss nicht allein die Inanspruchnahme der Heimat und der Zivilisten als Front und Kriegs Betroffene mit ein, sie führte auch, erprobt in den kolonialen Kriegen vor 1914, zu einer Forcierung des Ausrottungs- und Vernichtungskrieges in Ost- und Südosteuropa während des Ersten Weltkrieges und setzte sich in den Konflikten um die Neu- oder Wiederbegründung von Nationalstaaten nach 1918 und 1945 fort. Vor allem die nach 1918 neugegründeten Staatsgebilde gerieten schließlich nach dem Zweiten Weltkrieg in den Wirkungsbereich des Ost-West-Konfliktes, der nahezu jede lokale militärische Auseinandersetzung zu einem Stellvertreterkrieg werden ließ.

Das immerhin ist mit dem Ende des Kalten Krieges vorbei. Doch sind daraus keine Tröstungen zu beziehen. Wie immer, wenn eine neue Epoche beginnt, ist die Lage unübersichtlich und das Ende offen. Und nach wie vor bleibt die Forderung unerfüllt, die Helmuth Plessner einst im Hinblick auf den Ersten Weltkrieg stellte, nämlich „als Antwort auf das weltgeschichtliche Novum des totalen Krieges einen ihm gewachsenen totalen Frieden“ zu erhalten.¹⁰

⁹ Robert Kagan, *Macht und Ohnmacht. Amerika und Europa in der neuen Weltordnung*, Bonn 2003, S. 82.

¹⁰ Helmuth Plessner, Über das gegenwärtige Verhältnis zwischen Krieg und Frieden (Anm. 7), S. 365.

Der erste Weltkrieg im Museum

Die ausbleibende Antwort nährt im Grunde genommen noch das heutige Interesse am Ersten Weltkrieg. Was ihn ermöglichte, steht dabei nicht länger allein im Zentrum. Gleichberechtigt auf den Plan tritt die Frage, warum der Weltkrieg erst so spät wirklich und vollständig zu Ende ging. Damit eng verknüpft aber ist die Suche danach, was dieses „kurze 20. Jahrhundert“ eigentlich im Kern bestimmte. In dieser Perspektive scheint der Erste Weltkrieg plötzlich näher gerückt als je zuvor. Die Ursachen für seinen Ausbruch mögen für Europa als überwunden eingeschätzt werden; ob auch die Folgen dieses Krieges, die zu einer Traumatisierung Europas führten, überwunden sind, scheint durchaus weniger gesichert.

Der veränderte Blick auf den Ersten Weltkrieg hat in den letzten Jahren auch die museale Aufbereitung dieses Konflikts beeinflusst. Neugründungen, die Neu- und Wiedereröffnungen von Dauer- und zahlreiche Wechselausstellungen belegen diese Entwicklung. Dabei befassen sich die Expositionen mittlerweile kaum mehr mit waffen- oder uniformkundlichen Details oder der militärhistorischen Rekonstruktion einzelner Schlachten. Im Mittelpunkt stehen vielmehr, insbesondere in westeuropäischen Museen, komplexe, zunehmend international abgehandelte Fragen nach der individuellen und kollektiven Kriegserfahrung sowie nach dem Verhältnis von historischem Ereignis und Erinnerungskultur. Einige wenige Beispiele mögen dies verdeutlichen.

Das bereits 1920 per Parlamentsbeschluss gegründete *Imperial War Museum (IWM)* in London eröffnete 1990 im Rahmen der Dauerausstellung neu gestaltete Themenräume zur Geschichte des Ersten Weltkrieges, die *First World War Galleries*. Sie bestechen vor allem durch die überwältigende Zahl und Aussagekraft der Exponate. Überdies werden seit der Eröffnung der *First World War Galleries* in regelmäßigen Abständen Sonderausstellungen organisiert; mit ihnen können die Kuratoren sowohl auf symbolisch bedeutsame Erinnerungsdaten im Lichte neuerer Forschungsergebnisse reagieren als auch neu erworbene Ausstellungsstücke präsentieren. Der Erziehungsauftrag des Museums folgt indessen der Maxime, „that you cannot educate anyone if you are dull and boring“. Nicht zuletzt deshalb besteht der integrale Bestandteil der Präsentation in einer begehbaren Rekonstruktion eines Schützengrabens an der Somme im Herbst 1916.

Die Museumsmacher haben dabei auf spezielle Licht-, Akustik- und Geruchseffekte gesetzt, die dem Besucher die Fronterfahrung von 1914/18 vermitteln sollen – ein museologisches Konzept, das gewiss eher traditionellen Ansätzen folgt.

Im Sommer 2002 eröffnete in Manchester das von Daniel Libeskind eigenwillig gestaltete *Imperial War Museum North* seine Tore. Als visionäres Symbol für die Auswirkungen von Kriegen konzipiert und gebaut, deckt das Museum die Geschichte jener militärischen Konflikte ab, in die englische und Commonwealth-Truppen seit 1914 involviert waren. Dadurch ist es auch auf museologischer Ebene möglich, den Ersten Weltkrieg in das Gesamtszenario gewaltsamer Auseinandersetzungen des 20. Jahrhunderts einzuordnen.

Andere prominente Beispiele für das Interesse der Museumswelt am Ersten Weltkrieg sind das 1992 eröffnete *Historial de la Grande Guerre* (Péronne/Somme) und das 1993 eröffnete *In Flanders Fields Museum* in Ypern. Beide stehen, am Ort der damaligen Ereignisse, in engem Zusammenhang mit den umliegenden Mahnmalen, Denkmälern, Friedhöfen und Schlachtfeldern. In der Umgebung des *Historial* lassen sich diese auf einem Erinnerungspfad (*Circuit de Souvenir*) erwandern. Der zudem bewusst internationale, auf die Überwindung einer nur nationalen Perspektive abzielende, expositionelle Grundgedanke beider Museen lässt sich an der Entstehungsgeschichte des *Historial* besonders gut nachzeichnen. Mitte der achtziger Jahre begann der *Conseil Général de la Somme* mit den Planungen und beschloss, ein international ausgerichtetes Weltkriegsmuseum einzurichten. Bewusst wählte man als dessen Sitz nicht die Pariser Region, sondern das historische Kerngebiet der Somme-Schlacht um die Stadt Péronne. Der moderne Teil des Gebäudes (Architekt: Henri-Édouard Ciriani) wurde in eine wuchtige Befestigungsanlage integriert, die wie ganz Péronne während des Ersten Weltkriegs schwere Schäden erlitt. Eine Besonderheit des *Historial de la Grande Guerre* liegt in der engen Kooperation mit dem angegliederten Forschungszentrum (*Centre de Recherche*). Eine international besetzte Expertenrunde war mit daran beteiligt, die museologische Konzeption des Hauses zu entwickeln. Sie zeichnet sich durch ihre durchgängig internationale Perspektive aus. Alle Objekttexte in der Ausstellung sind in drei Sprachen – auf Englisch, Deutsch und Französisch – verfasst. Ein weiteres Beispiel illustriert die neuen Wege, die die Ausstellungsmacher des *Historial* beschritten. So hat man die Uniformteile von Soldaten verschiedener Armeen nicht wie sonst zumeist üblich auf

Figurinen arrangiert. Vielmehr sind sie zusammen mit zahlreichen Alltagsgegenständen in Vertiefungen ausgelegt, die im Boden eingelassen sind und die Assoziation an einen Schützengraben hervorrufen. Indem sich die Ausstellungsmacher für die Horizontale entschieden und diese auch noch ohne Vitrinenschutz einrichteten, erteilten sie jeglicher Heroisierung bewusst eine Absage. Das Konzept wirkte zum Zeitpunkt der Museumsgründung so provozierend, dass sogar einige Leihgeber glaubten, ihre Objekte zurückziehen zu müssen.

Für die museale Aufbereitung des Weltkrieges in ost- und ostmitteleuropäischen Museen ist die Ausgangslage naturgemäß eine ganz andere. Die Erinnerung an den Weltkrieg bleibt hier untrennbar verbunden mit Revolutionen, Bürger- und Freiheitskriegen sowie mit der Erringung nationaler Unabhängigkeit. Jede Museumspräsentation umfasst daher immer auch all diese Ereignisse und beschränkt sich nicht auf den Weltkrieg. Gleichwohl verbindet sich die museale Darstellung seit Anfang der neunziger Jahre mit einer gänzlich neuen Interpretation der Epoche. Anders aber als in westeuropäischen Museen folgt man hier nicht allein neuen Trends innerhalb der Weltkriegsforschung. Vielmehr geht es in Osteuropa darum, sich überhaupt zum ersten Mal dem Weltkrieg in einer Weise zu nähern, die ihn nicht auf eine bloße Rahmenhandlung für die nachfolgenden Ereignisse reduziert. Dieser neue Zugriff hat weitreichende Konsequenzen für die Museen: Zwar bleibt der Erste Weltkrieg als historisches Ereignis und damit als Thema einer Ausstellung bestehen. In der Einordnung und Bewertung aber gerät er in ein vollkommen neues Licht.

Noch bis 1991 ging es namentlich in den Geschichts- und Armeemuseen darum, die Epoche vor 1917 als zwangsläufige Krise des Kapitalismus zu präsentieren. Der marxistisch-leninistischen Interpretation zufolge war der Erste Weltkrieg das Ergebnis imperialistischen Machtstrebens; er beschleunigte das Heranreifen der proletarischen Revolution, die schließlich den Siegeszug der neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung einleitete. Damit war auch die Gliederung der musealen Präsentation vorgegeben: Sie richtete sich ganz auf die „Große Sozialistische Oktoberrevolution“ aus, die gleichsam wie ein Magnet alle Ereignisse zuvor und danach ordnete und interpretativ wertete.

Diese Art der Präsentation findet man in Ost- und Ostmitteleuropa bis heute. Das hängt indessen nur zum Teil mit fehlenden finanziellen Mitteln zusammen, die eine Überar-

beitung der Ausstellungen verhindern. Besonders die Militärmuseen, die nicht dem Kultur-, sondern dem Verteidigungsministerium zugeordnet sind, haben nach wie vor mit erstarrten Denkstrukturen zu kämpfen, die einen modernen expositionellen Zugriff unmöglich machen. Aber auch in den historischen und ehemaligen Revolutionsmuseen, die sich heute der „politischen“ und „zeitgenössischen“ Geschichte verschrieben haben, ist auf den ersten Blick eine inhaltliche Neuorientierung für den Museumsbesucher oft nicht erkennbar.

Eine Ausnahme bildet das *Museum für die Politische Geschichte Russlands* in St. Petersburg. Die Präsentation überzeugt durch eine klare inhaltliche Position ebenso wie durch eine besucherfreundliche Ausstellungsarchitektur. So wird die historische Entwicklung nicht wie bisher linear, konzentriert in einer einzigen Dauerausstellung dargeboten, sondern themengebunden in getrennten Ausstellungen aufbereitet. Einer der Themenräume widmet sich der Epoche des Ersten Weltkriegs, der Oktoberrevolution und dem anschließenden Bürgerkrieg. Dieser historische Abschnitt der russischen Geschichte wird inhaltlich in Zusammenhang gebracht mit den Ereignissen des Jahres 1991. In drei Abschnitten werden dem Besucher so die politisch-militärische, die wirtschaftliche und die soziale Situation der Jahre 1917 und 1991 im Vergleich präsentiert. Dadurch ergibt sich, befreit vom Zwangskorsett marxistisch-leninistischer Interpretation, so etwas wie die Aktualisierung vermeintlich revolutionärer „Größe“ vergangener Tage im Lichte ihres endgültigen Unterganges.

Diese inhaltliche Neuinterpretation der Epoche ist begleitet von ebenso neuen Formen der Präsentation. So wird das Thema beispielsweise mit den Mitteln von Farbe und Licht aufbereitet. Zahllose kleinformatige Portraitfotos politischer und gesellschaftlicher Akteure sowie historische Dokumente werden vor rotem Hintergrund gezeigt und durch eine gezielt inszenierte Beleuchtung hervorgehoben. Damit wird eine zweifache Wirkung erzielt: Indem die Gestaltung mit dem Duktus der Überhöhung einzelner Funktionäre spielt, wird zum einen an die bekannten Muster des Personenkultes und die damit verquickte normative Geschichtsinterpretation erinnert. Zum anderen wird aber durch die große Anzahl der Fotos, die überdies gleichermaßen bekannte und unbekanntere Personen zeigen, die Ebene der das sowjetische System beherrschenden Nomenklatura durchbrochen und auf das sie erst ermöglichende große Heer der einfachen Bürger und deren Alltag verwiesen. Zugleich soll der Besucher damit animiert werden, die vertraute

Überlieferung der Geschichte neu zu bedenken und Verbindungen zu der aus der eigenen Biographie bekannten Umbruchsituation von 1991 zu ziehen.

Zur Konzeption der Ausstellung

Das 20. Jahrhundert als ein „kurzes Jahrhundert“ zu interpretieren, das macht, wie eine Passage durch verschiedene Kontinuitätsentwürfe verdeutlicht, durchaus Sinn. Wo aber die Grenzen jeweils gesetzt werden, das lässt sich sehr verschieden beantworten – und diese Differenzen sind in der Konstruktion der jeweils eigenen nationalen Geschichte begründet. Die Ausstellung „Der Weltkrieg 1914-18. Ereignis und Erinnerung“ reagiert darauf zunächst mit einer Verschränkung ihrer Perspektiven. Das Ereignis, seine Folgen und die Formen der Erinnerung an den Weltkrieg sind ihre Hauptteile. Das im Sinn einer Initialzündung entscheidende Ereignis der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts wird dabei in einer internationalen Perspektive aufgefasst. Die Gliederung der Ausstellung erlaubt immer wieder den Vergleich zwischen den nationalen Sichtweisen, ja, sie fordert ihn in gewisser Weise geradezu. Der Erste Weltkrieg war ein gesamteuropäisches Ereignis und er prägte den Kontinent entscheidender, als dies in der Freude über den Sieg bei den Alliierten und der Trauer, oft auch Wut und Revanchelust bei den Verlierern zum Ausdruck kam.

Die Ausstellung folgt einer streng thematischen Ausrichtung. Sie beginnt mit einem Ausblick auf das Europa des *Fin de siècle*, auf ein Europa mithin, das durch grenzüberschreitende Vernetzungen, den kulturellen Austausch, aber auch durch Nationalismus und Wettrüsten geprägt war. Der erste Hauptteil versucht sodann, sich der modernen Kriegsrealität anzunähern. Der Krieg selbst, ohnehin in einer Ausstellung auch durch inszenatorische Mittel nicht halbwegs angemessen umsetzbar und schon gar nicht durch Bühnenbilder in eine „Erfahrung“ für den Besucher transformierbar, wird in einer Abfolge von Kapiteln unter den Stichworten der Modernität und Totalität dargestellt. Die Schützengrabenerfahrung kommt hier genauso zur Geltung wie die propagandistischen Anstrengungen der in den Kriegsdienst gestellten Gesellschaften. Im Zentrum der Ausstellung steht weit eher der Krieg des einfachen Soldaten – für den gewissermaßen stellvertretend eingangs die Namen Tjaden und Slobin genannt wurden – als der Krieg der Generäle. Deutlich wird in den ersten Abschnitten vor allem, in welchem Maße der

Erste Weltkrieg eine Umwertung, ja Zerstörung des Herkömmlichen und Hergebrachten bewirkte – ein Prozess, der sich als nicht mehr revidierbar erwies. Wie auch in den anderen Abschnitten der Ausstellung richtet sich der Blick hier sowohl auf die für die westeuropäische Erinnerung so prägende Westfront als auch – und in dieser Umfanglichkeit sicherlich erstmals – auf die Kriegsschauplätze im Osten und Südosten. Der „unbekannte Krieg“, wie Winston Churchill die Kämpfe an der Ostfront bezeichnet hat, war tatsächlich weitgehend, auch in Ost- und Südosteuropa, aus der Erinnerung getilgt. Jedenfalls gilt dies bis 1989 und nahezu uneingeschränkt für deren offizielle Ausdrucksformen. Umso bedeutsamer ist es, diesen Aspekt des Weltkrieges nun gebührend zu berücksichtigen.

Der zweite große Teil der Ausstellung widmet sich den Folgen des Krieges für die Staatengemeinschaft und ihre Neuordnung, für die einzelnen Gesellschaften und ihre Reorganisation in einem Frieden, der unvermittelt wiederum zum Vorkrieg entartete. Die mit dem Versailler Vertrag und den folgenden Pariser Vorortverträgen getroffenen politischen Entscheidungen sowie die dem Nationalitätenprinzip folgende Aufteilung der europäischen Landmasse wollten alte „Probleme“ beseitigen – und schufen neue für die Nachkriegszeit. Auch die schließlich begonnene deutsch-französische Annäherung und die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund 1926 konnten letztlich keine auf Dauer gerichtete Entspannung verwirklichen. Mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler begann der von Deutschland eingeschlagene Weg in einen neuen Krieg, diesmal mit dem erklärten Ziel, ganze Völker zu vernichten oder zu bloßen Heloten in einem nationalsozialistischen Weltreich zu machen. Schon zuvor aber waren große Teile des Kontinents, insbesondere in Ost- und Mitteleuropa, durch Kriege, Bürgerkriege und Revolutionen erschüttert worden. Der Krieg nach dem Krieg, seine für die betroffenen Gesellschaften nicht minder schweren Auswirkungen stehen hier im Zentrum.

Der abschließende dritte Teil ist der nationalen und kollektiven, zugleich jedoch auch der individuell gepflegten Erinnerung an den Ersten Weltkrieg gewidmet. Die Unterschiede sind eklatant – und sie sind bis heute spürbar. Sie betreffen einerseits die durchaus verschiedenartige Form der Erinnerungspolitik bei den Siegermächten und den Verlierern des Krieges. Sie betreffen aber ebenso einschneidend die ganz anders gelagerte Erinnerung in Osteuropa. Die neu- oder wiedergegründeten Staaten bezogen ihre symbolisch aufgeladenen Erinnerungsdaten selten aus dem „Großen Krieg“ – der hier zu-

meist ein fremder Krieg geblieben war. Zentral wurden in der Erinnerung stattdessen die oft erst nach Kriegen und Bürgerkriegen errungene Unabhängigkeit und die durch die Oktoberrevolution herbeigeführte epochale Veränderung des politisch-sozialen Gefüges. Erst nach dem Verfall der sowjetischen Hegemonie, in deren Schlagschatten sich in ganz Osteuropa seit 1945 die russische Revolution als quasi verbindliche Epochen-gliederung durchgesetzt hatte, begann die Re-Integrierung des Ersten Weltkrieges in den nationalen Erinnerungshaushalt.

Die Ausstellung schließt mit einem Blick auf künstlerische Projekte im Kontext der „Spurensuche“. In ihnen erweist sich, dass der Erste Weltkrieg, auch wenn er mittlerweile aus dem Kreis des Aktuellen verschwunden sein mag, als Chiffre für unser Geschichtsverständnis weiterhin – insbesondere in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa – durchaus aktuell ist.

Die Ausstellung wurde von Beginn an mit dezidiert internationalem Zuschnitt geplant. Mehr als hundert Leihgeber aus allen entscheidenden, damals am Krieg beteiligten Ländern haben großzügig zu einer Präsentation solchen Ausmaßes beigetragen, fast siebenhundert Objekte präsentieren erstmals tatsächlich fast alle Aspekte des Krieges. Dazu zählt nicht zuletzt eine gewisse Anzahl privater Memorabilia. Den Leihgebern gebührt der abschließende Dank für ihre große Kooperationsbereitschaft, ohne die das Projekt nicht realisierbar gewesen wäre. Ihnen gilt der Dank auch deshalb, weil sie es ermöglichten, eine große Zahl nie zuvor oder jedenfalls außerhalb des Herkunftslandes nie gezeigter Objekte präsentieren zu können.

Dr. Rainer Rother

Gundula Bavendamm, M.A.

Dr. Kristiane Burchardi

Deutsches Historisches Museum

Unter den Linden 2

10117 Berlin

Zitierempfehlung:

Rainer Rother, Gundula Bavendamm, Kristiane Burchardi, Erinnerung und Erfahrung – Die langen Schatten des Ersten Weltkrieges. Zur Ausstellung „Der Weltkrieg 1914-1918. Ereignis und Erinnerung“, Deutsches Historisches Museum (Berlin), 13. Mai bis 15. August 2004, in: Zeitgeschichte-online, Thema: Fronterlebnis und Nachkriegsordnung. Wirkung und Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges, Mai 2004, URL: <<http://www.zeitgeschichte-online.de/md=EWK-Rother-Bavendamm-Burchardi>>